

Personalnotizen [Fortsetzung]

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Pestalozziblätter**

Band (Jahr): **27 (1906)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Personalnotizen.

Die früheren kurzen Artikel dieser Rubrik Nr. 1—8 in dem wir gedrängte Notizen über Männer gaben, die in Pestalozzis Lebensgeschichte eine Stelle einnahmen oder um dieselbe sich verdient machten, befassen

Nr. 1—3.	Wilhelm Gamper, Abel Merian, Fr. Trechsel,	}	Pestalozziblätter 1894, 3.		
Nr. 4.	K. Witte,			„	1897, 3.
Nr. 5.	Abraham Heussler,			„	1897, 4.
Nr. 6.	Ignaz Heinrich von Wessenberg,	„	1898, 1.		
Nr. 7.	Dr. Theodor Ziemssen,	„	1901, 1.		
Nr. 8.	Joh. Friedrich Benzenberg,	„	1905, 2.		

Wir denken diese Serie im laufenden Jahrgang fortzusetzen und an die einzelnen Notizen, wie schon bei Nr. 8, womöglich kürzere oder längere Exkurse aus Briefen oder Schriften der Betreffenden anzuschliessen.

9. Karl August von Wangenheim.

Geb. 14. März 1773, gest. 19. Juli 1850.

Geboren und erzogen in Coburg, studierte die Rechte in Jena und Erlangen, trat dann in die Dienste der preuss. Regierung in Bayreuth und derjenigen von Sachsen-Coburg-Saalfeld, ward 1804 wegen seiner Freimütigkeit entsetzt, aber vom Reichshofgericht in Schutz genommen, widmete sich in Hildburghausen dem Studium des Finanzwesens und trat dann in württembergischen Staatsdienst: 1806 Präsident des Oberfinanzdepartements, 1809 Präsident der Oberregierung, 1811 Präsident des Obertribunals und Kurator der Universität zu Tübingen unter König Friedrich I. Seinen dreijährigen Aufenthalt in Tübingen hielt er für die glücklichste Zeit seines Lebens. In späteren Jahren äusserte er selbst über diese Periode: „Ein erhebender Wirkungskreis, ein ungetrübtes Geschäftsverhältnis, erprobte Mitarbeiter, Zeit und Gelegenheit für eigene wissenschaftliche Fortbildung und Freunde, deren Wohlwollen und Treue über jene Zeit hinausdauerten und sich noch heute bewähren, was konnte ich Glücklicheres wünschen und verlangen?“ In diese Zeit fällt auch seine lebhaftige Korrespondenz mit Pestalozzi und Niederer, die das Pestalozzistübchen in fast lückenloser Reihenfolge vom Morfschen Nachlass erhalten hat und aufbewahrt; schade, dass die Antworten von Pestalozzi und Niederer fehlen. 1816 wurde W. von Wilhelm I. zum Kultusminister ernannt; „durch seine rastlose Tätigkeit, durch seine Begeisterung für alles Wahre, Schöne und Gute, durch die Energie seines Willens und die Beharrlichkeit in seinen Beschlüssen hatte W. gegründete Ansprüche auf die ihm angewiesene hohe Stellung“. — Als Minister, nachher als Bundestagsgesandter bis 1823 widmete W. seinem Staate wichtige und hochgeschätzte Dienste,

dann zog er sich, mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt, nach Dresden zurück. Aber seine Wahl als Deputierter der württembergischen Kammer wird 1833 aus formellen Gründen für unzulässig erklärt, weil er nicht mehr in Württemberg selbst bei seiner Wahl gewohnt hatte, obgleich z. B. Uhland sich mit folgenden Worten für ihn erklärte: „Gibt es nicht auch ein geistiges Heimatrecht, das nicht ganz von der Scholle abhängt? Ist es nicht auch ein Wohnen im Lande, wenn man im Andenken seiner Bewohner lebt und durch ihr Vertrauen zur Repräsentation berufen ward? Ist W. ein Fremdling in der württembergischen Verfassungsurkunde? Sind es nicht die Verdienste, die er als Vorstand des Studienrates, als Kurator der Landesuniversität und als Kultusminister um die Sache der geistigen Bildung sich erworben hat, die ihm besonders das Vertrauen seines Wahlbezirks erworben haben? So möge ihm denn auch, da jedenfalls keine klare Notwendigkeit des Gegenteils in der Verfassung liegt, dies geistige Wohnrecht in Württemberg unverkümmert bleiben“. Da ihm das öffentliche politische Wirken aber durch den Entscheid der Kammer verschlossen blieb, zog er sich wieder nach Coburg zurück, wo er stets noch aufmerksamer Beobachter der politischen Entwicklung Deutschlands bis zu seinem 1850 erfolgten Tode blieb. (Nach Dr. Dühring im Neuen Nekrolog der Deutschen 1850 p. 434 ff.)

Wir geben hier den Brief Wangenheims, der — zunächst mit den Worten Zellers — berichtet, wie König Friedrich (1806 bis 1816) anlässlich seines Besuches in Hofwyl für Zeller und den Pestalozzianismus gewonnen wurde.

In Zellers Autobiographie „Stürme und Windstillen in meinem Leben“, die auf dem Pestalozzianum, ebenfalls aus Morfs Nachlass, aufliegt, ist aus dieser Periode erzählt: er selbst sei, nachdem er 1806 auf dem Rietli im Juni, Juli und September drei Schulmeisterkurse für im Amte befindliche Schulmeister des Kantons Zürich in der pestalozzischen Methode abgehalten, und den Winter in Iferten bei Pestalozzi zugebracht, nach Zofingen als Direktor der Schulen daselbst berufen worden, aber zuvor zu Fellenberg nach Hofwyl gegangen, wo er auf Grund einer privaten Schenkung und mit Unterstützung der Berner Regierung einen Kurs für Berner Schulmeister abgehalten habe. „In der fünften Woche dieses Kurses besucht der König von Württemberg Hofwyl, erblickt die Zelten (welche die Regierung für diesen Kurs hergegeben), geht darauf zu und bleibt von 7 Uhr Morgens bis Mittag bei den Schulmeistern sitzen, erklärt dass aus der Anstellung in Zofingen nichts werden könne und dass ich dem Vaterland (d. h. Württemberg) dienen müsse. Acht Tage später wurde diese Schullehrerschule in der Kirche zu Münchenbuchsse von der obersten Behörde geprüft . . . Im Nonnenkloster Münsterlingen erhielt ich dann das Schreiben des württembergischen Kultusministers, dass ich zum Schulinspektor in Heilbronn erklärt sei mit einer Zulage aus der königl. Schatulle, zur Gleichstellung des Gehalts mit dem in Zofingen aufgegebenen.¹⁾“

¹⁾ Hunziker, schweiz. Schulgeschichte II 230.

Brief Wangenheims an Pestalozzi.4^o 4 S.

Ohne Adresse und ohne Nennung des Adressaten.

Stuttgart, den 1. Aug. [180]8.

Ich hoffte, mein verehrter Freund, früher in den Stand gesetzt zu werden, Ihnen über den Eindruck etwas schreiben zu können, den Ihre, von Zeller angewendete Methode auf den König gemacht hat. Allein Zellers und Fellenbergs Briefe, die nach Zürich adressiert waren und denen bloss mein Name auf den Rücken geschrieben war, fielen in die Hände eines Namensvetters, der sie über Bern und Luzern endlich hierher reisen liess.

Dass der König von den Resultaten der Methode überrascht, in Erstaunen gesetzt und zu dem Wunsch gebracht worden sei, Zeller für das Vaterland zu gewinnen, das hatte mir schon ein Ökonom aus Glarus (Zwicky) der von Hofwyl kam, so beiläufig erzählt, doch war nirgends ein befriedigendes Detail.

Erst vor wenigen Tagen erhielt ich die Briefe, die obige Nachricht vollkommen bestätigten.

„Unser König“, so schreibt mir Z., „ist ein Pestalozzianer geworden, vom Scheitel an bis zur grossen Zehe hinaus, und ein Pestalozzianer von der rechten Art, der es nicht beim Schwatzen bewenden lässt, sondern wacker darein schlägt; wie meine arme Person bitter genug empfinden muss. Um 10 Uhr sah ich mit Schrecken — denn ich erwartete ihn nur Abends, einige Chöre anzuhören — das ganze Heer — die körperlichen Extreme den K. und F. an der Spitze — gegen meine Bosheit anrücken und so ernsthaft Posto fassen, dass ich bald merkte, das hört vor Martini nicht wieder auf. Da nahm ich mich denn zusammen, ward mit meinen Schulmeistern munter und ernsthaft, wie es kam, fragte und übte zwei volle Stunden lang. Der König sah in allem mit eigenen Augen, erkundigte sich, bat um Auskunft, nahm Schiefertafeln, Schriften u. s. w. zur Hand, und verhehlte sein Erstaunen nicht. Das Rechnen und der Schillersche Chor (das Chorlesen) ging vortrefflich. Er bewundert die Zeichnungen der Schulmeister, die auf der Stelle über = und $< \triangle$ und C gemacht wurden; der Gesang hingegen erregte ein allgemeines Bravo und Händeklatschen. Der Schlussgesang — ach wie viele süsse Stunden sind in deinem Schatten mir, lieber Garten, hingeschwunden usw. gab mir dann Veranlassung, einen zusammenhängenden Vortrag zu halten (freilich ex tempore) über die fürchterliche Schulmeisterin Noth, die die Menschen in die Schule nimmt, wenn sie in der Kinderschule nichts gelernt haben, was des Lernens wert ist; über das Beseligende des Lehrerberufs, der hierin der Agrikultur gleicht, dass der Erfolg in genauestem Verhältnis steht mit der Mühe und mit der Wahrheit und Natur womit er besorgt wird; über das entsetzliche Vermodern der herrlichsten Talente, die im Schoosse der niedern Stände verloren gehen, weil es an Gelegenheit und Mitteln fehlt, sie zu wecken und dass und wie unsere Lehrfächer geeignet seien, dieses zu thun; über — — — weiss ichs? Denn ich wurde warm. „Ja es ist wahr! ach Gott, ja!“ und dergleichen unwillkürliche Ausrufungen

meiner Schüler zeigten dem Könige, dass hier keine Schulkomödie gespielt ward und — das freudige Erstaunen war unverkennbar in seinen Zügen. Ich schloss endlich mit einer Verbeugung gegen den König und er stand auf — „Ich erstaune, fing er an; wie lange sind sie vom Vaterland entfernt?“ (10 Jahre ect. ect.) — „Und das Alles (heftig) soll fürs Vaterland verloren sein? Das kann, das darf nicht sein.“ Damit kehrte er mir den Rücken und liess mich attonitum stehen. Bei Tische soll er fast nichts als von den Schulmeistern gesprochen haben, es sei etwas ausserordentliches um die Methode usw. Nach Tische forderte er meine 40 Mann 10 Bauernmädchen und 10 Bauernknaben vor das Zelt, die Chöre aufzuführen. Mitten unter ihnen hörte er zu, freundlich nickend. Es ging trefflich. Alles rief Bravo. Der einzige Klein (Hofmedicus) drückte mir die Hand, ohne ein Wort sprechen zu können vor Rührung. — Abends besuchte ich den Herrn Grafen Görlitz in Bern. Von ihm erfuhr ich, der Direktor von Vellnagel habe Befehl, mir ein Dekret auszufertigen. Der König erlaube mir noch ein Jahr in Zofingen zu sein, werde mich aber dann zuverlässig zurückrufen. Vellnagel tröstete mich und auf seinen Rath tue ich nun was folgt: Bei seiner Ankunft wird der König ein Schreiben von mir vorfinden, worin ich meine fatale Lage und seine so fatale Gnade ihm vorstelle. An Minister Mandelsloh schreibe ich gleichfalls und stelle ihm vor, dass und wie ich entweder jetzt angestellt werden soll oder jetzt entlassen auf immer. Für meine Anstellung wären die wesentlichen Punkte: Unmittelbare Subordination unter den Cultminister oder die Studiendirektion; Leitung des Elementarschulwesens im ganzen Reiche; Organisation der Normalschulen und -Lehrer; Hohenheim, Mittelpunkt dieser Schulen in Verbindung mit einem unserer Waisenhäuser, als Normalschule und mit einer Agrikulturschule. Ersatz meines Einkommens in Zofingen.“

Soweit Zeller. Lehr und alle Personen, die den König umgaben, bestätigten es, wie enthusiasmiert der König von der Methode sei, und dass er sie angewendet wissen wolle. Er hat dies dem dermaligen Kultusminister Grafen Mandelsloh zu erkennen und diesem den Befehl gegeben, über Zellers Anträge und deren Ausführung zu berichten. — Soweit stände denn alles sehr gut, und — dennoch wird aus der Sache nichts, wenigstens nichts Ganzes. Denn der Kultminister — ein Weltmensch — ist dagegen, ich wette dass er nicht weiss warum. Schon hat er beim Dessert und der Flasche erklärt: des Königs Enthusiasmus für diese odöse Sache sei ihm fatal; er werde sie trainieren, bis das erste Feuer verbraucht und der neu bestimmte (dem Könige fatale) Kultminister vom Urlaub zurückgekommen sei und sein Amt angetreten haben werde; dann werde die Sache durch die Person fallen. — Und er hat recht. Keine Sache ist so ernst und heilig, der man nicht eine lächerliche Seite abgewinnen könnte; dies zu können, dazu umgeben den König Menschen genug; dem Lächerlichen widersteht der König nicht; und so lacht man die gute Sache zu Boden. Aber doch bin

ich zufrieden. Genutzt soll dieser Enthusiasm. doch haben. Unser Waisenfarrer Riecke (für den es schade, dass er ein trefflicher, aber zur Höflichkeit zu sehr dressierter Hund ist) bekommt Mut dadurch, von der Methode, die er gefasst, mehr anzuwenden als bisher; es wird wenigstens etwas geschehen, weil die Sache besprochen, durchdacht wird; man wird empfänglich für das werden, was meine gute Hartmann leisten wird; und — meine Hoffnung, ja mein Vertrauen gründet sich auf das, mit ruhigem ehrlichem Gesichte, gegebene Versprechen des Kronprinzen. Er besucht Sie im Herbst oder künftiges Frühjahr und den Sohn seines (besten) Freundes Pfull schicke ich wahrscheinlich nächstens in Ihr Institut. Gedeihe es, wie es Sie gedacht haben, Vater der Kinder, Lehrer der Eltern! Dann sind Sie belohnt! Vale faveque.

Karl Wangenheim.

10. Dr. Theodor Schacht

1786—1870

wuchs als Sohn eines Invaliden aus dem siebenjährigen Krieg in Braunschweig unter dürftigen Verhältnissen auf, besuchte zunächst eine Freischule, darauf die dortige, in ihrem damaligen Zustande wenig Anregung bietende Katharinenschule, eine Art Gymnasium, und kam dann achtzehnjährig, nachdem er schon früh sein Lehrgeschick durch Unterricht, den er zur Erwerbung des Lebensunterhaltes zu erteilen hatte, erprobt, in das Haus eines holländischen Generals, wo, nachdem zuerst eine tüchtige Pflegemutter sich mit Liebe seiner angenommen, seine Anlagen im Verkehr mit geistig und gesellschaftlich hochgestellten Persönlichkeiten zu rascher Entwicklung gelangten. Mit Griepenkerl gleichzeitig bezog er 1805 die Universität Helmstädt, wandte sich aber entgültig von der Theologie dem Studium der Geschichte zu, dem er in Göttingen und in einer Hauslehrerstelle (bei Pastor Cherubim) treublieb und nahm dann 1810 eine ihm durch seinen Freund Griepenkerl vermittelte Stelle als Geschichtslehrer in Pestalozzis Institut in Iferten an; später auch den Geographieunterricht an der Töchterschule, die mit Pestalozzis Institut verbunden war. Unter seinen deutschen Mitlehrern bei Pestalozzi ragte er bald durch Charakter, Gesinnung und wissenschaftliche Bildung vor allen hervor. Der deutsche Befreiungskrieg führte ihn 1813 von Iferten hinweg ins Feldlager; nachdem er 1814 den Einzug in Paris mit dem preussischen Heer mitgemacht, nahm er eine Stellung als Lehrer der Geschichte in Fellenbergs landwirtschaftlicher Schule an, die er bis 1817 bekleidete; dann ward er nach Mainz ans dortige Gymnasium berufen, wo er nun als Lehrer, wie durch öffentliche Vorträge literarischer Arbeit und durch persönlichen Verkehr in den politisch und gesellschaftlich massgebenden Kreisen eine weitreichende Tätigkeit entfaltete. Damals entstand auch sein Hauptwerk, das Lehrbuch der Geographie alter und neuer Zeit.

Sein entschieden freisinniges und selbständiges Wesen bewährte sich im Kampfe gegen jesuitische Einflüsse, die ihn 1832 bewogen, um Pensionierung

einzukommen; gleichzeitig trat er in der hessischen Deputiertenkammer als hervorragendster Redner des ganzen Landtages, und, der gemässigten Richtung angehörig, als die beste Stütze des Ministeriums in den schulpolitischen Kämpfen jener Tage hervor, so dass er das Anerbieten erhielt, in die damals noch getrennten Kollegien des Oberschulrats und Oberstudienrats in Darmstadt einzutreten. In dieser einflussreichen Stellung erhielt er das Referat über das ganze Schulwesen des Landes und erwarb sich bleibende, bis auf den heutigen Tag fortwirkende Verdienste in der Hebung des höhern, wie des niedern Schulwesens in Hessen. Gleichzeitig übernahm er die Direktion der Realschule und der bis dahin nur in primitiven Anfängen vorhandenen technischen Schule in Darmstadt und schuf dieselbe zur höhern Gewerbeschule des Grossherzogtums um, welche 1836 eröffnet wurde und sich in der Folge zur heutigen technischen Hochschule in Darmstadt entwickelt hat. In dieser neuen Tätigkeit erscheint er zugleich als weitblickender und schlagfertiger Vorkämpfer für die Gleichberechtigung des realistischen Unterrichtswesens mit dem sog. humanistischen. 1846 musste er aus Gesundheitsrücksichten zurücktreten. Er lebte von da an zurückgezogen, im Kreise seiner Familie und zahlreicher geistig hochstehender Freunde, mit wissenschaftlichen Studien und der Herausgabe der Neuauflage seiner Lehrbücher beschäftigt, bis er am 10. Juli 1870 starb, einer der letzten grossen Mitarbeiter Pestalozzis in Iferten. (Allgem. deutsche Biographie, 30. Band, Biographie von W. Rohmeder p. 772—774, sowie Lebensbild Schachts von demselben in Dittes' Pädagogium Bd. IX, 1887 p. 116; auch Schulz, Gustav, Ein Jünger Pestalozzis (Th. Schacht), Briefe aus dem Jugendleben eines deutschen Gelehrten, Erfurt 1890.)

Erst Dr. A. Israel hat an mehreren Stellen seiner Bibliographie (I 348, 411, 540, 541, III 310, 412, 573 u. a.) aufmerksam gemacht, wie Schacht mehrfach in meist ausführlichen Darlegungen, als Augenzeuge über die Verhältnisse in Iferten 1810—1813 sich ebenso gründlich und einschneidend als doch massvoll abwägend geäussert, die nur darum weniger beachtet wurden, da seine Auslassungen anonym blieben. Namentlich ist dies der Fall mit einer Kritik der Schrift von Jeremias Meyer: Wie Herr Jos. Schmid die Pestalozzische Anstalt leitet, Stuttgart, Metzler, 1822, im Hermes, oder Kritisches Jahrbuch der Literatur, 1823, Erstes Stück, Leipzig, Brockhaus, einem Aufsatz, dem Dr. Israel mit Recht so hohen Wert beilegt, dass er zu Handen der Pestalozziblätter den Niederer betreffenden Teil eigenhändig abgeschrieben hat. Aus einem Brief Schachts an Blochmann führt er dazu folgenden Commentar Schachts, der Schacht bestimmt als Autor klarstellt (Israel I p. 348), an: „Rezension ists weniger, als ein Blick auf das Pestalozzische Institut, wie es zwischen 1810 und 1813 war, in jenen Jahren, die wir ja beide dort zugebracht haben. Als ich den Aufsatz niederschrieb, kamen die Erinnerungen über mich und gern hätte ich viel davon aufgezeichnet, wenn der Zweck es erlaubt hätte. Ich wollte aber nur eine Einleitung zu Meyers Buch ver-

fassen und ich wollte dartun, dass die Schilderung der jetzigen Verdorbenheit des Instituts sehr glaubwürdig sei, wenn man auf den frühern Zustand zurückblicke ¹⁾. Was ich in diesem Bezuge niedergeschrieben habe, stützt sich auf meine Wahrheitsliebe. Ich kann sagen, ich schrieb es mit Sorgfalt. Wende also eine Stunde an, es zu lesen und sag mir freimütig, ob ich Pestalozzi und Niederer richtig gezeichnet.“ (Mainz, 22. Dez. 1822.)

„Es dürfte kaum,“ fügt Israel bei, „eine gründlichere und unparteiischere Schilderung der Zustände und Bestrebungen im Ifertner Institute in der Zeit des beginnenden Verfalles und kaum eine zutreffendere Charakteristik Pestalozzis und Niederers geben, als sie dieser Aufsatz von Schacht im Hermes darbietet.“

Wir glauben daher, sie soweit möglich auch in den Pestalozziblättern der Gegenwart wieder vorführen zu sollen, und bringen neben der Schilderung Niederers auch diejenige der Stellung der Frau Pestalozzi und der ökonomischen Lage 1810—1813, d. h. die ganze Stelle p. 305—314 des betr. Heftes des Hermes (nach dem in der Stadtbibliothek Zürich nun sub Gal. XXX 645 vorgefundenen und hier zu Grunde gelegten Exemplar). Nur die Beschränktheit des Raumes hinderte uns den Aufsatz in extenso mitzuteilen; er verdient auch in seinem früheren Teil p. 289—305 jetzt noch die volle Beachtung der Pestalozziforscher.

Schacht, Über Pestalozzis Institut.

(Hermes 1823, I p. 307 ff.)

. . . Eine Hausmutter war in der Tat ein wesentliches Bedürfnis. Frau Pestalozzi, die damals noch lebte, mochte nicht die Eigenschaften einer Hausmutter besitzen. Zudem war sie alt, älter als ihr Gemahl, und kam selten von ihren Zimmern, wo sie, mit weiblicher Arbeit beschäftigt, im Lehnstuhle sass und etwaige Besuche freundlich empfing. Bei ihr war der einzige Ort, wo eigentlich auf äussern Anstand gesehen wurde; aber sonst konnte sie dem Hause nichts sein. Es fehlte daher die Sorglichkeit der Familienmutter und jener Antrieb zur Ordnung, Reinlichkeit und zum gesitteten Benehmen, welchem die Anwesenheit der gebildeten Frau gebietet oder zu wecken weiss. Ebenso vermisse man die in so grosser Wirtschaft nötige Genauigkeit und zweckmässige Sparsamkeit. Die verschiedenen Teile der Verwaltung bestanden jeder für sich, ohne gehörige Verbindung. Nach einer gebietenden Oberaufsicht über alle fragte man vergebens. Zwar liess sich für die kleineren Knaben in mehrerer Hinsicht auf die Pflege der gutherzigen Frau Krüsi rechnen, die ausserdem als Schaffnerin gewiss nur den Vorteil des Hauses gesucht hat. Sie besass aber nicht das umsichtige Auge, die nötige Einsicht und die Kraft um das übrige weibliche Personal, wovon sie ohnehin an Stand und Lebensart wenig entfernt war, beherrschen zu können. Und hätte sie es gekonnt, so wäre sie doch ebenso wenig als der redliche Führer des Bureaus, der

¹⁾ trotzdem Schacht jederzeit und auch hier mit höchster Achtung und Verehrung von Pestalozzi, seiner Persönlichkeit und seinem Werke geredet hat.

gewissenhaft Ausgaben und Einnahmen berechnete, im stande gewesen, stets die ersteren mit den letzteren im Gleichgewichte zu halten. Dazu bedurfte es durchgreifender Massregeln und unter andern sowohl einer neuen Festsetzung der Pensionsgelder und des nötigen Lehrpersonals, als einer Beschränkung bedeutender Nebenausgaben.

Pestalozzi selbst hat nie verstanden, Besitz zu wahren, geschweige zu vergrössern; aber die Berichte seines Bureauhauptes mussten ihm zu Herzen gehen und drückten ihn zuweilen so, dass er in Gang und Mienen das Bild der Schwermut war. Er glaubte, er müsse selbst eingreifen und der vorhandenen Unordnung steuern; da ihm aber der Blick fehlte, das Wesentliche vom Zufälligen zu unterscheiden, so ärgerte ihn meistens nur dieses; er schalt über Kleinigkeiten; im Wesen blieb's nach wie vor. Dass jemand fehlte, der die Lenkung des ganzen Hauses in Händen habe, fühlte er wohl, stiess aber redlich gemeinte Anerbietungen wackerer Männer zurück, fast aus Misstrauen, indem er fürchtete, man wolle ihm die Herrschaft seines Hauses entreissen. In der Tat hätte er auch einen Teil seines Willens opfern und seine Neigung zum Wohltun beschränken müssen. Jedoch mochten ihn wohl gar keine Rücksichten in diesem Verfahren bestimmen; vielleicht war es nur, ihm unbewusst eine innere Geringschätzung der Kunst, äussere, zur Erhaltung eines unternommenen geistigen Werkes nötige Bedingungen zu berechnen, insofern nämlich diese Kunst die vorzüglichste eines Menschen und nicht bloss ein willkommenes Nebentalent sei. Ich zweifle deshalb, ob er die ökonomische Oberleitung seines Hauses irgend jemand, und wenn auch einem wahren Freunde der Methode, zugestanden hätte, ohne ihn mindestens für ebenso erfinderisch in der Methode als praktisch in Geschäften zu halten. Und dennoch hätte der Begünstigte ihm den Schein der Oberleitung nicht nehmen dürfen. Ein solcher Mann fand sich nun damals unter dem Personale der Anstalt nicht und war auch gewiss nur in der Voraussetzung wünschenswert, dass sich mit der erforderlichen Regierungsfähigkeit auch mehrseitige Bildung und ein edler Charakter in ihm verbände.

Übrigens blieb das Bedürfnis ökonomischer Rettung in jenen Jahren, von denen hier die Rede ist, noch ziemlich im Hintergrund; Enthusiasmus und lebhaftige Tätigkeit verhüllte dem Blick jene betrübende Aussicht. Noch lebte der Alte selber unter den Lehrern und Zöglingen, noch hatte sich keiner zwischen ihn und sie hineingedrängt, um Erkältung zu veranlassen, und noch hielt die Liebe zu ihm und zur Sache das Ganze zusammen. Die mangelnde Regierungskraft ersetzten in mancher Hinsicht die auch unter der tüchtigsten Leitung einer Anstalt stets nötigen Lehrerversammlungen, wo man über die Bedürfnisse und Behandlungsweise der Zöglinge, über Zusammenhang der Klassen und Unterrichtsfächer, über Gesetze zur Erhaltung der Hauspolizei und über manches Nötige sonst sich besprach und geeignete Beschlüsse fasste. Bei weitem der wichtigste Zweck solcher Versammlungen muss aber der sein, dass der Blick jedes Mitgliedes auf das Ganze gerichtet werde, da man, tätig

im eigenen Geschäfte, oft das Verhältnis desselben zu den andern vergisst und in der einseitigen Richtung, die uns die Vorliebe zum Einzelnen gar zu leicht gibt, den Zweck des Gesamten aus dem Auge verliert. Dies ist um so nötiger in einer Anstalt, wo eine neue Idee des Unterrichts soll durchgeführt werden, und war deshalb auch in Iferten nicht ausser acht gelassen. Man wollte die Zusammenkünfte benutzen, um die Vorstellung von der Methode zu erfrischen, ja, da sie noch unvollkommen gedacht und noch weit unvollkommener ausgeführt war, zu immer grösserer Klarheit zu bringen. Weil aber jedes einzelne Mitglied vorzüglich im besondern lebt, so mochte solche Absicht schwer zu erreichen sein ohne Vorsitz eines denkenden Kopfes, der bei allen dahinführenden Erörterungen, sowohl sittlicher als intellektueller Art, sich der Prinzipien und Folgesätze der gemeinsamen Sache stets bewusst ist und sie zu eigenem, dauerndem Studium gemacht haben muss. Hier wäre der Meister an seinem Platze gewesen. Er war es aber nur höchst selten, ja, er war, eben wegen seiner Vertiefung in irgend etwas Besonderes, auch dazu nicht geeignet; auch möchte bei seinem Alter und seiner sonstigen rastlosen Tätigkeit dies Geschäft ihn nur belastet haben. Zum Glück besass er einen Mann dafür in der Person des schon genannten Religionslehrers *Niederer*.

Wir kommen hier zur Beantwortung jener Frage: wer sich im Institut der Unwissenheit entgegengestellt und den Geist der Methode erhalten habe. Sie beantwortet sich wohl am besten, wenn man die Wirksamkeit dieses Mannes (des Religionslehrers *Niederer*) betrachtet.

Es ist bekannt, dass Hr. *Niederer* schon in jungen Jahren eine Pfarrstelle im Appenzellerlande bekleidet, sie aber aufgegeben hat, um an den Erziehungsversuchen Pestalozzis teilzunehmen. Er war bereits dessen treuer Gehilfe in Burgdorf und Buchsee und hat das bald nachher wandernde Institut ins Waadtland, nach Iferten, begleitet. Den Pestalozzischen Ideen ist er bis jetzt treu geblieben als Verfechter gegen alle Angriffe, selbst dann, als er aus des Greises Freundschaft verdrängt worden und nun der Person deshalb in Feindschaft entgegenstehen muss. Schon daraus geht hervor, dass er ein Mann ist, welcher die Sache der Person von der Sache der Wissenschaft zu trennen vermag, was ruhigen Gemütern leicht, leidenschaftlichen aber schwer wird und alsdann eine vorzügliche geistige Kraft voraussetzt. Zwar hat ihn der Streit über Gedanken oft bis zu persönlicher Erbitterung geführt, doch nie so, dass er nicht leicht wieder das Treffliche in seinem Gegner erkannt und die Hand zur Versöhnung geboten hätte. In der Lebhaftigkeit des Geistes hat er Ähnlichkeit mit seinem Meister; sonst finden sich im Wesen beider Männer die grössten Gegensätze, jedoch von solcher Art, dass einer dem andern viel sein musste und ihre Naturen sich zu gegenseitiger Ergänzung völlig bedurft hätten, wenn der Jüngere mehr ruhige Klarheit und weniger Neigung besessen, mit seiner Feder ins Endlose zu arbeiten. Was der Alte an sich selbst vermisst: mit Begriffen, mit Urteilen und Schlüssen, mit philosophischer Entwicklung umgehen zu können, gerade darin zeigt der

Jüngere besonderes Geschick und Tätigkeit Er hat die Gabe, einen verschlossenen Gedanken wie eine Rosenknospe so zu öffnen und auseinanderzulegen, dass man sich wundern muss, welche Fülle von Blättern hier in so engem Raume zusammengedrängt war. Übrigens sind es nicht gerade die Gegenstände selbst, welche den Alten stets zum Sinnen und Helfen und Schreiben bewogen, sondern dessen und anderer Gedanken darüber, welche der Jüngere zum Ziele seiner Forschungen gemacht hat. Schwerlich würde er auch die Methode des Meisters erfunden haben, wohl aber vermochte er, den gefundenen Wahrheiten erst eine wissenschaftliche Gestalt zu geben und sie nach mehreren Seiten bis zu einer viel umfassenden Lehre auszudehnen. Eben deshalb ist er nicht, wie der Alte, ein Mann des Volkes, sondern der Literatur, und hat nicht, wie jener, sich der gelehrten Beschäftigung entzogen, sondern gerade das Bedürfnis gefühlt, Schriften der Philosophen und Erzieher zu studieren.

Umso eher konnte er das Mittel bilden zwischen der Literatur und dem pädagogisch ungelehrten Pestalozzi, sobald nämlich dieser ihn für den Befestiger und Erweiterer seiner Ideen gelten liess; und das tat er und hat es wiederholt in den bestimmtesten Worten erklärt, wie z. B. in den mit Fleiss gearbeiteten Paragraphen gegen Bremi, wo er sagt: „Sein System ist es allein, wodurch Niederer mit dem Institute verbunden ist, und gar nicht seine Persönlichkeit. — Seine Ansichten und Urtheile sind beinahe sämtlich Resultate seiner Reflektionen. Ich weiss kaum, was reflektieren ist. Meine Urtheile und Ansichten sind beinahe alle Resultate meiner immediaten Anschauung und meiner belebten Gefühle. Zudem verstand ich Niederers Sprache nicht, aber seine Schutzschrift hat mich sie verstehen gelehrt. Ich konnte nicht satt werden, sie zu lesen. Ich fand mich selbst fast in jeder Zeile und bestimmt klarer ausgesprochen und tiefer durchgedacht, als ich mich und meine Meinung je über das Erziehungswesen, über den mütterlichen Instinkt, über die Natur und das Wesen der Schule, über das Institut usw., kurz, über alle Grundsätze und Ansichten, um die es jetzt wesentlich zu tun ist, erkannt und ausgesprochen.“ — Die in diesen Worten genannte Schutzschrift gehört zu dem Bücherstreit, der sich für und wider die Methode erhoben hatte. Niederer wusste ihn rege zu halten und für Entwicklung der Pestalozzischen Ansichten Gewinn daraus zu ziehen, indem er besonders das Verhältnis derselben zu den Ansichten der Philanthropen und Humanisten genau zu bezeichnen unternahm. Dass in diesem Geschäft die höchst lebhaften blauen Augen des Mannes, ausser wirklich rein psychologischen Blicken, noch weit mehr leidenschaftlich schneidende, auch falsche gethan, und seine Feder fast weniger durch philosophische als polemische Lust regiert schien, das haben damals manche wahre Freunde des Institutes laut getadelt, und vor allem beklagt, dass der geistvolle Mann dadurch vom innern Wirken im Institute zu lange abgezogen werde.

Jedoch war er auch im Innern des Institutes, und wenn auch nicht in dem Masse, wie er hätte sein können, eine gedankenfördernde Kraft, indem

er alle Gegenstände der Beratung und Unterhaltung, [ihnen] die geistige Seite abgewinnend, stets auf Grundsätze zurückführte. Seine öffentlichen Vorträge über Pestalozzis Leben und über das Wesen der Methode, werden noch jetzt denen, die ihn hörten, unvergesslich sein; sowie er in die Behandlung der Zöglinge, von streng sittlichen und methodischen Prinzipien ausgehend, einen Ernst und eine Folgerichtigkeit brachte, die schwerlich ohne ihn das Produkt der Lehrerversammlungen gewesen wäre.

Er hätte in der Anstalt herrschen können; er strebte aber nicht darnach, teils durch seine Polemik beschäftigt, teils sich begnügend an dem gelegentlichen Übergewicht seiner Aussprüche. Nur als eine gewisse Lauigkeit sich hie und da zu zeigen anfang, sah er sich zu der Einsicht genötigt, dass er mehr handeln und eingreifen müsse. Er erschien deshalb nicht mehr als gewöhnliches Mitglied in der Lehrerversammlung, sondern als Vorsitzter derselben im Namen und Auftrag Pestalozzis. Schade, dass seine eigene Natur ihn hinderte, diesem Auftrage kräftig zu entsprechen, denn, fast gleich dem Alten, liess er sich zuviel gehen und machte sich öfterer Vernachlässigung der Tagesordnung schuldig. Hätte er zugleich praktische Tätigkeit besessen, so war er damals der einzige, der ohne Widerrede des Alten noch des Hauses die ganze Leitung desselben über sich nehmen konnte. Denn das Verhältnis beider trefflichen Männer zu einander trug ganz das Gepräge der Freundschaft, und zwar einer so eigentümlichen, dass sie dem künftigen Lebensbeschreiber Pestalozzis ein höchst anziehendes Kapitel liefern wird. Wir begnügen uns hier nur mit der Bemerkung, dass ihr Umgang eine gegenseitige Belebung war, indem sie sich abstiessen und anzogen, oft im scharfen Ernst, gewöhnlich im witzigsten Scherz, und dass Pestalozzi selbst an mehreren Orten, vorzüglich in den schon angeführten Paragraphen, bedeutende Worte darüber gesagt hat: z. B. „Niederer hat Eigentümlichkeiten an sich, die ich oft mit Mühe trage, weil sie den meinigen geradezu entgegenstehen. — Seine Persönlichkeit nähert sich der meinigen so wenig, als meine der seinigen; aber sein Leben ist seine Freundschaft; sein Ausharren für meine Zwecke, sein Kampf, den er anhaltend mit sich selbst und mit seiner Persönlichkeit besteht, um meinen Lebenszwecken immer mehr zu sein; selber seine Widersprüche und sein Widerstand gegen meine Persönlichkeit, wenn er sie mit meinen Zwecken in Konflikt findet, beweiset das Edle, das Ausserordentliche, das Reine seiner Freundschaft. Würde er weniger widerstehen, er würde weniger lieben . . .“

Zwei Jahre früher, ehe dies geschrieben wurde (1811), lebten einmal beide Männer geraume Zeit auf demselben Zimmer, und wie sich damals ihre gesprochenen und geschriebenen Gedanken mischten, davon zeugt die reichhaltige Überarbeitung einer zuvor in Lenzburg von Pestalozzi gehaltenen Rede. Sie mag wohl oft dazu beitragen, Hrn. Niederer jene Zeit innigen Zusammenlebens lebhaft zu vergegenwärtigen, und sicher auf schmerzliche Weise, wenn er sieht, wer seinen Platz in der Freundschaft des Greises, der

gerade in der steigenden Schwäche des Alters einen edlen Geist als Stütze bedurfte, eingenommen hat. — Genug davon!

Wir glauben, dass unsern Lesern das ehemals Löbliche und Tadelnswerte der Anstalt in der Hauptsache klar geworden ist. Ebenso wird die Möglichkeit des jetzigen Verderbens derselben ausser Zweifel sein, sofern wir annehmen, *die frühern Fehler seien geblieben, ja, das höhere Alter des Stifters habe sie noch verstärkt und mit der Entfernung Niederers sei die Haltung der geistigen und sittlichen Grundsätze verloren gegangen.*

Letzteres wäre also noch zu erweisen übrig und könnte nur geschehen durch eine Beleuchtung des Mannes, der an Niederers Stelle getreten, nämlich des Hrn. *Joseph Schmid.*

Gerade dies bildet aber die Basis der zu beurteilenden Schrift, da sich Hr. Meyer überaus anziehend und erschöpfend über die Erziehungsansichten und den Charakter Schmid's, sowohl in allgemeiner Beziehung als in einer Menge von einzelnen Zügen ausgesprochen hat. Besässe Referent, der mit Hrn. Schmid nicht gleichzeitig im Pestalozzischen Institute gelebt hat, ebenfalls eine vollständige Kenntnis desselben, so würde er nicht das Wort *möglich* in Hinsicht der Wahrheit des Meyerschen Buches gebraucht, sondern sich entschieden für oder wider sie erklärt haben. Indes hält er für nötig, auch das Wenige, was er früher über ihn Glaubhaftes vernommen oder als Augenzeuge berichten kann — einige Verhandlungen zu Hofwyl im Jahr 1817 abgerechnet —, den Lesern nicht vorzuenthalten; sie mögen dann selbst ermes sen, inwiefern es jene Möglichkeit noch zu verstärken imstande ist, oder nicht.

Hr. Schmid gehört selbst zu den Zöglingen der Pestalozzischen Anstalt. Er zeigte Fähigkeit zur Mathematik, die in früherer Zeit fast das Hauptlehrmittel daselbst war. Da nun das methodische Verfahren die Schüler sehr anzog und ihre Tätigkeit anregte, so machte er, nach Massgabe der Kenntnisse seiner Lehrer, beträchtliche Fortschritte. Er war von unbemittelten Eltern und konnte das Institut als seine Heimat betrachten. Man gebrauchte ihn deshalb, statt ihn vielseitiger zu beschäftigen und seine fernere Bildung ausserhalb der Elementaranstalt zu befördern, so bald als möglich zum Wiederlehren des Erlernen. Seine Rührigkeit ward durch Lob gehoben; das Gefühl, etwas von Belang zu können und zu leisten, gab ihm innerliche Zuversicht. Pestalozzi war entzückt von seiner Derbheit, entzückt von seinem Talent, und glaubte, was er oft glaubt, Ungeheures zu sehen. Und weil der Vater der Anstalt ihn vor allen pries und erhob, so ward er auch ein Gegenstand der Achtung der Zöglinge und mancher im mathematischen Wissen ebenso unerfahrenen als zum Enthusiasmus leicht bereiten Jünglinge. Selbst erfahrenen Männern gefiel seine Tätigkeit; sie hielten dafür, dass ein mathematisches Genie, wenigstens ein guter Lehrer seines Fachs sich in ihm entwickle. Pestalozzi sah ihn schon entwickelt. Der junge Mensch sah natürlich dasselbe und in kurzer Zeit war der Anmassling fertig, der sein geringes Wissen für die Wissenschaft selbst halten mochte. Er trieb dabei seine Sache mit Feuer-

eifer und schrieb seine weitläufigen Bogen über die Elemente der Form und Zahl. Als ein Licht des Hauses und der Welt, glaubte er nun über die planimetrischen Figuren hinaus nicht aufwärts in der Wissenschaft sich bemühen, sondern seitwärts alle Unterrichtsmittel, von denen er nichts verstand, beleuchten zu müssen. Indem einige, das Institut fehlerhaft findende Fremde sich in seiner Gegenwart über die Mängel aussprachen, fasste er ihre Bedenken auf und fand, dass ausser ihm nichts tauglich sei. Er selbst war zu hohem Ruhme gestiegen, und doch nur durch Linien und Zahlen. Diese waren also hinlänglich, einen Menschen zu bilden, ohne dass er mehr als mittelmässig nur die Orthographie seiner Muttersprache zu verstehen brauche. Er begegnete also seinen frühern Lehrern und dem verehrten Vater selbst mit unziemlichen Urteilen. Es bildete sich eine Partei um ihn; Uneinigkeit im Institute war die Folge, und der junge Mann, der nur noch zu jung war, um den ihn liebenden Alten und das ganze Haus zu beherrschen, musste es verlassen. Er brüstete sich damit, dass er ein Martyrer grosser Ideen geworden, und da in seinem Wahne Europa, ja die Welt auf ihn blickte, so schrieb er ein Buch, das er die Keckheit hatte, *Erfahrungen über Erziehung, Institute und Schulen* zu betiteln. „Durchbrochen,“ heisst es darin, „hat die Klarheit das Weltlicht und ich sah die Irrtümer, und die Welt zitterte vor meinem Sehen.“ Da die Welt vor ihm zitterte, so neigte er dahin, sie durch Schein in diesem Zittern zu erhalten, und erliess gewaltige Aussprüche, die vielleicht ein Unbärtiger und Verstandloser wirklich wegen ihrer Entschiedenheit als Wahrheit oder Kraft anstaunen mochte, z. B.: „Ich habe ausgesprochen, Erziehungsinstitute seien die Schande der Menschheit. Es frägt sich, ob das Pestalozzische auch in diese Reihe gehöre, und ich antworte kühn: Ja!“ Referent ist gerade in jener Zeit nach Iferten gekommen, als Schmid das Institut verlassen hatte. Er hörte natürlich vieles von den vorgefallenen Bewegungen und Auftritten erzählen. Hiemit harmonierten jene gedruckten Aussprüche und in gewisser Hinsicht auch ein Porträt desselben, welches in Pestalozzis Besuchszimmer hing. Den zahlreichen Fremden, die sich im Schlosse zu Iferten herumführen liessen, wird dies Zimmer erinnerlich sein, wo den Hauptplatz über dem Sofa ein gelungenes Porträt Pestalozzis zierte, ein Kniestück, von Schöne(r) gemalt. Der Ausdruck darin war überaus treffend und anziehend. Rechts und links hingen die Brustbilder Krüsis und Niederers, gleichfalls sprechend, indem auf jenes Antlitze das ruhig Herzliche und Redliche waltete, aus den Augen und von der Stirn des letztern die geistige Schärfe hervorleuchtete. Ausser ihnen sah man an den Wänden umher die andern ältesten Gehülfen des Meisters. In ihrer Reihe befand sich nun auch das Abbild Schmid's, noch knabenartig, noch nicht durch entwickelten Charakter ausgeprägt. Das Vollrunde und Frische des Gesichts konnte gefallen; aber nach irgend einer Beseelung der Züge suchte man vergebens; es liess Zuversicht und Keckheit erwarten, aber keineswegs einen denkenden Geist oder irgend eine künftige Grösse des Mannes. Es schien gemalt, ehe sich die inwohnende Selbstsucht des Jünglings konnte geltend gemacht und die Keckheit zur eigentlichen Arroganz umgewandelt haben. — Nachdem Referent einige Zeit in Iferten gewesen, hörte er von einem Besuche, womit Hr. Schmid eben das Institut beehre. Er freute sich der Gelegenheit ihn zu sehen und bemerkte, wie Vater Pestalozzi in einiger zugleich mit Freude über die Ankunft des verlorenen Sohnes vermischter Verlegenheit sich befand. Bald darauf wurden alle Lehrer und Erwachsenen zu einem Vortrage des Angekommenen in das erwähnte Besuchszimmer eingeladen. — Man war versammelt. Hr. Schmid trat herein, kein Jüngling mehr, wie der Abgebildete, sondern ein Mann, und wie wohl erst 26 Jahre, doch bei weitem älter aussehend. Kalt in seinem Äussern, schien er weder bewegt von seiner Wieder-

erscheinung in diesem Kreise, noch von den Aussprüchen, die er hier vorzutragen gedachte. Er eröffnete uns, dass er zu einer neuen Schrift eine Vorrede gefertigt habe, die er hier vorlesen wolle, um seine Ansichten noch vor dem Drucke dem Institute mitzuteilen. Darauf begann er die Lesung.

Die Grundlosigkeit der Urteile, das Zusammengewürfelte der Sätze, das Ungebildete der Sprache sprang in die Augen, wurde aber überboten von der Dreistigkeit, womit er hier in Pestalozzis Gegenwart aller Pädagogik, samt der Pestalozzischen den Stab brach. Ohne Schonung, keineswegs motiviert durch den Drang eines Pflichtgefühls, welches eine tief empfundene Wahrheit und wäre es selbst zur Kränkung eines verehrten Menschen, auszusprechen befiehlt, trug er sein Geschreibe vor. Niemand hatte ihn dazu aufgefordert. Nichts hatte ihn genötigt, seinen Pflegevater aufzusuchen, um ihm Leides zu tun. Es ist aber schwer zu sagen, was die Anwesenden mehr in Staunen setzte, die Keckheit des Vorlesers oder die Langmut des alten Vaters und seiner ältern Freunde, die ihrem gerechten Unwillen nicht auf der Stelle Luft machten. Auf Pestalozzi, das sah man klar, machte das Gehörte einen schmerzlichen Eindruck; tiefer Kummer überzog sein Gesicht; er begann auf und ab zu gehen, sobald der Gegner geendet hatte, und sagte wehmütig und halblaut: „Lasst drucken!“ — Dann trat er sich fassend stärker mit dem Fusse auf und setzte laut hinzu: „Lasst drucken, wir wollen auch drucken lassen.“ — Der Andre ungerührt, setzte sich auch in Bewegung und erwiderte: „Ja, ich weiss jetzt mehr als sonst. Ich hatte damals noch nicht den Euklid und Sokrates (!) gelesen.“ Pestalozzi murmelte noch einiges und ging fort. Die Versammlung löste sich auf. Herr Schmid reiste ab.

Demungeachtet blieben seine Lehrbücher im Institute im Gebrauch, und ihn selbst betrachtete man als einen tüchtigen, unternehmenden Charakter, der schon ausgären, von seinen Irrtümern zurückkommen und sich veredeln werde. So ward er beurteilt, indem man das öfters über ihn Ausgesprochene vergass, dass nämlich nie ein Ideal höherer Art ihn belebt habe, und sein Geist ebenso von Dünkel eingenommen, als sein Herz von Gefühlen des Wohlwollens unberührt geblieben sei. An Pestalozzi wollten viele bemerken, wie er trotz der Trennung sich gerne an Schmid erinnere, ja oft Verlangen nach ihm habe und in ihm, als einer kraftvollen Natur, die Hauptstütze seiner Anstalt verloren zu haben glaube. Keiner hatte auch so Wesentliches in Anwendung der Methode geleistet, und nach der Meinung des Alten die mathematische Lehrart so zur Vollendung gehoben. Dass also das Herz des leicht zu täuschenden Pflegevaters den Sohn nicht aufgab, ist begreiflich und verzeihlich. Weniger aber begreiflich ist es, dass — wie man erzählt — nach Verlauf einiger Jahre, da ein Rechner und praktischer Mensch der zerrütteten Ökonomie des Hauses not tat, und der Alte Niemandem, an dem nicht sein Herz hing, die Ordnung derselben vertrauen wollte, Herr Niederer selbst Schritte zur Aussöhnung mit Schmid getan, und ihn wieder an Pestalozzis Seite und in den Kreis der Lehrer zurückgeführt hat. — Das Unausbleibliche erfolgte. Schmid wusste Massregeln zur ökonomischen Rettung zu treffen und griff zugleich tätig in die Führung des ganzen Hauses ein. Die Gunst Pestalozzis in hohem Grade gewinnend und von Niederers Geistes Überlegenheit sich beengt fühlend, löste er diesen — was nach dem oben mitgetheilten Ausdrucke Pestalozzis, dass seine Freundschaft zu Niederer nicht persönlich sei, wohl erklärbar ist, — vom Herzen des Alten ab, sprengte dann seinen Einfluss und zwang ihn als einen, der Pestalozzis Gedanken entstellt und die Zerrüttung des Instituts mitverschuldet habe, das Haus zu räumen. Er aber blieb der eigentliche Regent desselben.